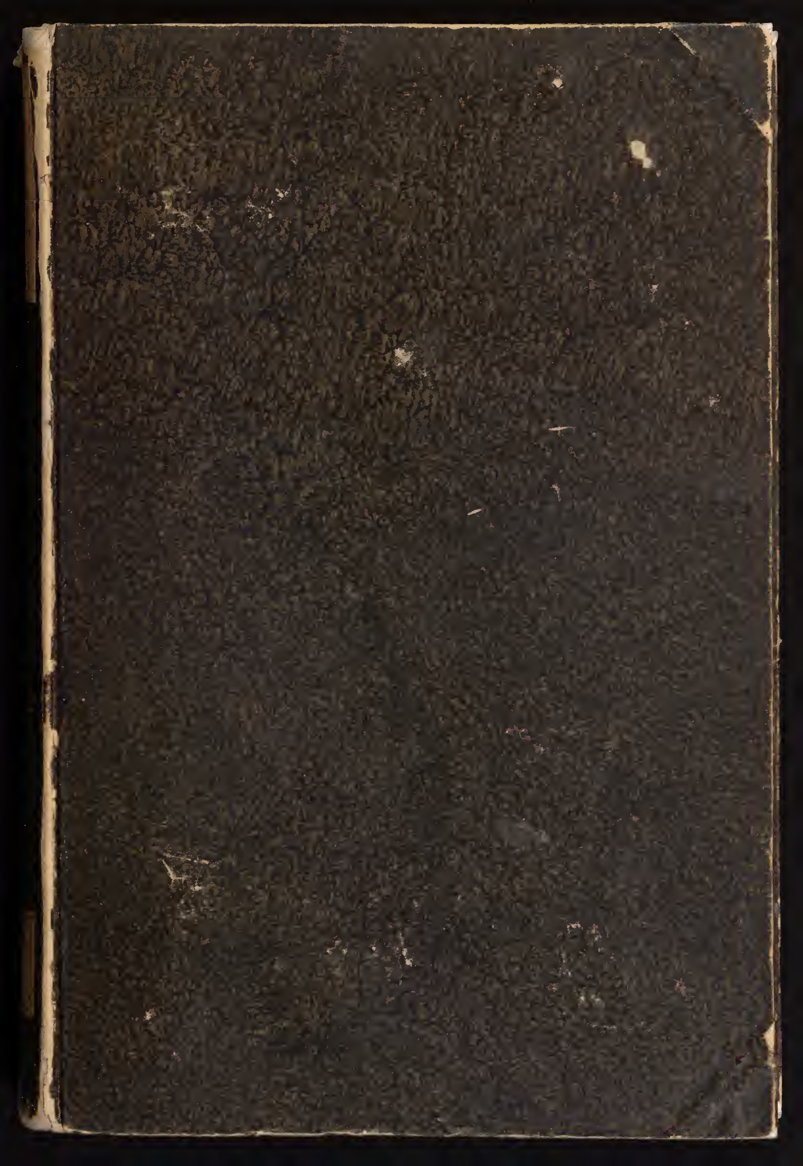








Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

2. Robert dei Nobili.

Um dem Christenthum, wie es an der Fischerküste fortvegetirte, nun auch am Hofe des Königs von Madura, des Mütta Vīrappa Nāyaken, Eingang zu verschaffen, hatte ein portugiesischer Prediger ums Jahr 1592 in der Hauptstadt selbst sich niedergelassen. Es war der eifrige Gonsalvo Fernandez, ein Mann von geringer Bildung. Allein er richtete Nichts aus; kein Heide aus den höheren Kasten wollte Franke werden, was nach der ungeschickten Uebersetzung des Katechismus für gleichbedeutend mit Christwerden galt. Franke bedeutete einmal für die Hindu's einen unwissenschaftlichen Menschen, der Ochsenfleisch ißt, Branntwein trinkt und mit Pareiern sich abgibt. Es war natürlich, daß die höheren Geschlechter kein Bedürfniß in sich fühlten, in einen andern Stamm (kulam) sich aufnehmen zu lassen, am wenigsten in den durch so viele Gewohnheiten für sie abstoßenden Frankenstamm. Aber auch die Pareier wollten sich nicht unterrichten lassen; Fernandez Predigt blieb unfruchtbar.

Als nun im Dezember 1606 der Provinzial von Malabar, A. Laerzio, diese Mission in Gesellschaft des hochgebornen Römers Robert dei Nobili besuchte, der drei Jahre zuvor in Indien gelandet war, stund diesem das Vorbild eines Paulus vor Augen, der Allen Alles wurde, und mit hochherzigem Entschluß sprach er es aus: Ich will ein Hindu werden, um die Hindu's selig zu machen! ja er gelobte Gott, bis zu seinem letzten Athemzug als heiliger Büßer zu leben.

Sobald die Genehmigung des Erzbischofs von Cranganor ein-

geholt war, stellte Nobili sich den Brahmanen als ein Sannyāsi, d. h. Weltentsager vor, der weder Franke, noch Portugiese sei, sondern ein Radscha von Rom. Er kleidete sich in das rothgelbe Büßergewand und lernte (an einem Nagel zwischen den Zehen, weil das Leder den Reinen ein Greuel ist) die beschwerliche Holzsohle nachschleppen. An seiner Brahmanenschnur, aus drei Gold- und zwei Silberfäden bestehend, trug er ein Kreuz und wußte diese Symbole alle in der Gelehrtensprache, dem höhern Tamil, geistlich zu deuten. Bedient war er ausschließlich von Brahmanen, die ihm einmal des Tags Reis, Milch und Gemüse brachten.

Mit dem portugiesischen Missionar Fernandez unterhielt er nunmehr keinerlei Gemeinschaft*); er hielt sich irgendwo im Brahmanenquartier der Hauptstadt verborgen, gieng nie aus und mied alle Gesellschaft. Eben damit lockte er sie an; Jedermann wollte den neuen Sannyasi sehen. Allein den Besuchern wurde entgegnet: der Vater betet, er studirt, er sinnt über das göttliche Gesetz 2c. Vielleicht erst das drittemal wurde der hartnäckige Besuch eingelassen und traf dann einen in Nachdenken versunkenen Mann von imponirender Gestalt, auf rothem Teppich niedergekauert, der mit gefalteten Händen begrüßt werden mußte. Wer aber sein Schüler werden will, hebt dreimal die Hände über das Haupt, wirft sich dann auf den Boden und wagt nur stehend mit dem Lehrer zu sprechen.

Gern hätte der König den Wundermann gesehen; allein dieser hielt es noch nicht für zeitgemäß sich vorzustellen — er hatte noch gar viel zu lernen — und ließ sich bei der Majestät entschuldigen: einmal sei er in geistliche Betrachtung vertieft, und dann vermeide er die Straßen, um sich nicht durch den Anblick von Weibern zu verunreinigen.

Schon aber meldet sich ein Guru, ein Philosoph, an, um über den Weg des Heils zu disputiren. Zwanzig Tage lang währt der Wortkampf, wohl 4—5 Stunden des Tags; mit philosophischem Scharfsinn wird über Schöpfer und Geschöpf, über den Lohn der Thaten durch die Seelenwanderung 2c. gestritten, bis endlich der Guru sich für überwunden bekennt, Unterricht in der christlichen Lehre nachsucht und mit der Taufe den Namen (des Provinzials)

*) Daß er Anfangs bei demselben gewohnt hatte, blieb freilich eine unbequeme Thatsache, die sich nie ganz wegläugnen ließ.

Albert empfängt. Er wird nun selbst ein begeisterter Apostel der neuen Lehre und treibt gar viele Teufel aus, nachdem er sie erst noch genöthigt hat, die Wahrheit der Christenlehre zu bezeugen.

Wunderbare Bekehrungen folgen, Krankheiten werden durch Weihwasser, Reliquien oder Auflegen des Evangeliums Johannis geheilt; schon das bloße Kreuzeszeichen wirkt die erstaunlichsten Kuren, und Eine solche Kur bringt 20 Taufbewerber herbei. Am Thomastag 1608 allein werden 9 Erwachsene getauft und die Getauften verbreiten überall die neue Lehre, erwehren sich allerlei heidnischer Zumuthungen und sind bereit, für die Wahrheit des Christenthums Gottesurtheile (wie durch siedendes Oel) zu bestehen. Schon sendet der neue Muni (Heilige) Boten und Briefe an große Herren in der Ferne und in der Nähe, und fordert sie auf, endlich den wahren Heilsweg einzuschlagen, den er sie lehren wolle.

Wie verhält sich aber das Heidenthum gegenüber diesem Angriff? Schon im Dezember 1608 bricht der erste Sturm los. Nobili wurde angeklagt, die drei Hauptgötter zu läugnen, anderen Guru's ihre Schüler zu entziehen, durch seine Gegenwart den Regen abzuhalten ꝛc. Namentlich aber hieß es, er sei gewiß ein Franke oder Türke; habe man ihn doch früher in Schwarz gekleidet gesehen, und jetzt wage er, sich von Brahmanen bedienen zu lassen und erfreche sich, ihre heiligen Bücher zu studiren! Man müsse seinen Brahmanen den Zopf abschneiden, die Schnur abnehmen und die Augen ausreißen. Ein panischer Schrecken kam über die brahmanischen Köche, sie wollten kein einziges Mahl mehr für Nobili bereiten, sondern flohen bestürzt; während auch die neuen Christen, mit Schimpfwörtern, wie Frankensklave ꝛc. überhäuft, allen Muth verloren und Padre Fernandez sich Nachts herbeischlich, um Nobili zur Flucht zu rathen.

Dieser aber erkannte richtig, daß damit sein Werk der Vernichtung preisgegeben wäre, entschloß sich daher zu bleiben und wußte einen der Staatsräthe (den Ermekatti) so für sich zu gewinnen, daß dieser ihm Ruhe vor seinen Feinden verschaffte. Indessen hatte sich (Febr. 1609) der Brahmane, der Robert im Sanskrit unterrichtete, vor einer Versammlung von 800 Brahmanen zu vertheidigen. Er führte seine Sache mit großer Gewandtheit. Wenn man nämlich behaupte, der Sannyasi sei weiß und darum ein Franke, so lasse sich ebensogut vom Ankläger sagen, derselbe sei schwarz und darum

ein Pareia. Vielmehr gebe es unter den Weißen auch verschiedene Kasten, nicht bloß Franken und Türken. Zu behaupten, daß das Gangeswasser für sich allein nicht reinige, sei keine Ketzerei; ohne Gotteserkenntniß und Andacht wirke es nichts 2c. Man sieht übrigens, daß allem Scharfsinn aufgeboten werden mußte, um dieser Anklage zu begegnen; Nobili dankte Gott, daß Er der Sache eine so glückliche Wendung gegeben habe, freilich ohne zu fühlen, daß im Fortschritt der gewagten Unternehmung der letzte Rest von Taubeneinfalt der auf die Spitze getriebenen Schlangenklugheit zum Opfer fallen müsse.

Das Heidenthum durchdringt nämlich alle Verhältnisse des Lebens in solchem Grade, daß für immer neue Schwierigkeiten Rath geschafft werden mußte. Im Januar z. B. feiert man das Fest des Pongal oder Reissiedens. Die Christen wären unglücklich gewesen, wenn sie sich davon hätten ausschließen müssen; also erlaubt ihnen Nobili, ihre Milch mit Reis am Fuße eines Kreuzes zu sieden. Das Bestreichen der Stirne mit heiliger Asche hat er zuerst verboten; aber die Unterlassung macht Rumor; er sieht sich also genöthigt, Sandalpulver mit einer Formel zu weihen, die ihm der Erzbischof aufsetzt. Sein brahmanischer Lehrer will getauft werden und zerreißt seine Brahmanenschnur; Nobili weiht ihm eine andere und hängt ein kleines Kreuz daran, um zuerst zu sehen, wie die Aenderung aufgenommen wird. Und vieles, ach so gar vieles muß ganz insgeheim geschehen. Brahmanen schreiben die Weda's nicht, sondern lernen 10—12 Jahre daran, sie dem Gedächtniß einzuprägen; Nobilis Lehrer aber schreibt sie insgeheim für ihn nieder. „Die Sache ist gefährlich, aber unumgänglich nöthig, denn — von der Kenntniß dieser Geheimnisse hängt die Bekehrung der Heiden ab!“ Am Pfingsttag 1609 (7. Juni) taufte er dann diesen Brahmanen (Dewadatta), den zuletzt ein Traum überzeugt hatte.

Nun erfordert aber die Ausdehnung, welche das Werk gewinnt, daß Nobili nicht allein gelassen werde. Neue Schwierigkeit! Denn wo ist der passende Mann zu finden, voll Liebe und Selbstverläugnung, der in Allem sich zu der Lebensweise des Sannyasi bequeme? „Er wird Jahre daran zu lernen haben, und doch beruht auf diesen Kleinigkeiten die ganze Hoffnung dieser Mission; nach meinem Tode läßt sich die nöthige Masse von Kenntnissen vielleicht nicht mehr erwerben.“

Es ist nun lehrreich zu sehen, wie im Jahr 1609 dieser Gehilfe herbeigeschafft wird. Nobili schickt zwei Bekehrte nach Kotschi, welche in das ganze Geheimniß eingeweiht sind und also an der verschiedenen Lebensweise der dortigen Jesuiten sich nicht stoßen werden. Im Gegentheil verspricht er sich von ihrem Besuch eine Erweiterung ihrer Anschauungen: sie werden die syrischen Christen (die damals mit Rom unirt waren) in ihrer eigenthümlichen Lebensart beobachten und daraus weiter schließen, daß man Christ werden könne, ohne portugiesisch zu leben. „So wird jenes Vorurtheil, durch welches der Teufel die Bekehrung dieser Völker unmöglich zu machen suchte, als ob man mit der Annahme des Christenthums seiner Kaste, seinem Adel, seinen Bräuchen entsage, immer entschiedener widerlegt."

Wirklich war es ein hoher Genuß für die beiden Tamilchristen, die Pracht der Kirche in Kotschi zu sehen und dann bei dem Erzbischof in Angamali einen tieferen Blick in das Leben der hochadeligen syrischen Christen zu werfen. Als der Erzbischof sie firmelte und ihnen erklärte, der Backenstreich, den er ihnen gegeben, bedeute, daß sie um des Glaubens willen auch Schmach auf sich nehmen müßten, antworteten sie entschlossen: „ja sogar den Tod, und das mit Freuden." Beladen mit Medaillen, Rosenkränzen und Bildern kehrten sie nach Madura zurück und stärkten dort den Glauben der übrigen Bekehrten.

Ein Vater Leitaõ folgte ihnen bald auf dem Fuße nach, gekleidet in die Tracht des Ayer. So hieß man nun allgemein den römischen Sannyasi; der Name bedeutet einen Göttlichen oder Brahmanen und er ist seither in der Tamil-Christenheit der Titel jedes Missionars, auch der protestantischen Kirchen, geworden! In der ersten Aufregung fand Leitaõ die beschwerliche Reise über die Berge, unter den Regengüssen des August, eine leichte Aufgabe. In Madura wurde er mit hoher Freude empfangen; übrigens dauerte sie nicht lange, da sich bald herausstellte, daß er die Entbehrungen des Büßerlebens nicht fortsetzen konnte. Im September zwar schrieb er, er möchte dieses Leben gegen alles Gold der Welt nicht austauschen, wenn es ihn auch etliche Tage gekostet habe, bis er ohne Eckel mit den Fingern habe essen können, was der Brahmanenkoch aufgetragen; die Neubekehrten seien wahre Engel; der getaufte Brahmane Dewadatta namentlich zeige sich bereit, Zopf und Schnur, Augen und

Kaste, ja das Leben sich nehmen zu lassen, so dankbar sei er für den wahren Glauben, und erkläre offen, wie im Gesetz der Brahmanen keine Wahrheit zu finden sei ꝛc. Allein nach neun Monaten verließ Leitaõ die Station, da er sich weder an die harte Lebensweise zu gewöhnen, noch das vom Dialekt der Westküste sehr abweichende Hochtamil zu bewältigen vermochte. Es zeigte sich klar, daß dieses System eine Reihenfolge außerordentlicher Männer, wie Nobili unzweifelhaft einer war, zu seinem Gelingen in Anspruch nehme. Wird sich auf eine solche rechnen lassen?

Eine neue Schwierigkeit erhob sich, als der Ayer eine größere Kirche zu bauen beschloß. Zwar der Staatsrath Ermekatti schenkte dazu einen geeigneten Platz, aber der erste Brahmane des Soccanaden-(Siwa-)Tempels sprach denselben als zur Pagode gehörig an und rief laut auf den Straßen, der Ayer sei ein gemeiner Franke, der mit dem Frankenpadre (Fernandez) zusammen gewohnt und gegessen habe. Es war das eine „unglückliche" Thatsache, welche Nobili nicht wegläugnen konnte: er war einmal im schwarzen Priesterrock hergekommen und hatte im Frankenhause logirt. Nobili behandelte den Gegner mit hoher Verachtung: „Beweiset, daß ich ein Franke bin, so will ich mir die Augen ausreißen lassen. Aber nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr den Beweis nicht führen könnt, wird man Euch die Augen ausreißen." In der Stille aber beschwichtigte er den Hohenpriester mit einer Geldsumme und erhielt von ihm die Zusage unverbrüchlicher Freundschaft. —

Neue Gefahren erhoben sich von einer andern Seite. Ein Fischerchrist, ob nun von seiner Eitelkeit gestachelt oder von den Brahmanen gewonnen, nahte sich geheimnißvoll einigen Neugetauften von Nobili's Gemeinde und vertraute ihnen im Stillen an, wie der Ayer sie, die Nichtsahnenden, durch die Taufe um ihre Kaste gebracht und in die Gemeinschaft der Parangi und Parawar aufgenommen habe, indem der Ayer selbst ein Franke sei. Das Herz wollte ihnen fast darüber brechen, 14 Erwachsene blieben alsbald von der Kirche weg.

Umsonst ließ sie der Ayer rufen. Mit Mühe konnten sie bewogen werden, bis an die äußere Thüre des Pfarrhauses zu kommen, ohne jedoch in den Hof zu treten. Sie erklärten mit lauter Stimme, das Christenthum sei ihnen eine willkommene Lehre, aber eher wollten sie sterben, als zur Kaste der Franken gehören. Darauf verfaßte Nobili eine Erklärung, worin er mit den höchsten Eidschwüren be-

theuerte, er sei weder Franke (Portugiese), noch mit dieser Kaste verbunden. Das Gesetz, das er bringe, verlange von niemand, daß er seine Kaste aufgebe oder etwas thue, das seiner Kastenehre zu nahe trete. Es sei dasselbe Gesetz, welches früher heilige Büßer in diesen Landen verkündigt haben, ein Gesetz, das freilich allen Klassen gelte und von allen verlange, daß sie an den einigen Gott und an Seinen Sohn glauben. Ein Palmblatt mit dieser feierlichen Erklärung heftete er an einen großen Baum vor seinem Hause und lud Heiden und Christen ein, es aufmerksam zu lesen.

Die Christen scheinen dadurch beruhigt worden zu sein. Aber nun wurde der Brahmane Dewadatta, weil er sich nicht mehr an den Opfern betheiligte, von den Gastmählern der Brahmanen ausgeschlossen. Lange Disputationen der Brahmanen mit Nobili folgten, in welchen Letzterer endlich soweit den Sieg davon trug, daß man ihm glaubte, er sei kein Franke, und wer gegen diesen göttlichen Weisen rede, verdiene eine strenge Bestrafung. Dewadatta wurde nicht weiter verfolgt. Und Nobili konnte schon daran denken, mit der Zeit Sanskrit-Vorlesungen über die indische Philosophie zu halten, wodurch er den 10,000 brahmanischen Studenten des berühmten Kollegiums von Madura näher gerückt wäre. Allein er fand seine Kenntniß der Sprache vorerst noch ungenügend für eine so große Aufgabe. Doch hieß er nun schon der Tatwa-bodhaka-swami (Wesenheits-lehrfürst).

Antonio Vico, Professor der Theologie in Kotschi, hatte sich (Sept. 1610) aufgemacht, das Loos seines Jugendfreundes Nobili zu theilen. Er hatte bald von neuen Verfolgungen zu berichten, indem auch Ermekatti sich gegen die Europäer einnehmen ließ. Alles drehte sich um die Kastenfrage. Etliche Christen fielen ab, andere schworen: Gesetzt auch, der Ayer wäre ein Franke, seine Lehre bliebe darum doch die Wahrheit, und keine Macht der Welt soll uns von der Kirche abhalten, in der wir das Heil gefunden haben. Nobili wußte durch seine Festigkeit und Vorsicht den Sturm zu beschwören; einem groben Brahmanen, der ihn duzte und mit Ohrfeigen drohte, begegnete er mit solcher Geduld, daß dieser sich für besiegt erklärte. Und neue Wunder mehrten wiederum die Zahl der Täuflinge.

Vico, der im Hochtamil bedeutende Fortschritte machte, sollte nun die Pflege der Stadtgemeinde übernehmen, während Nobili seine apostolischen Wanderungen antrat. Da kam eine neue Prüfung über

das eigenthümliche Missionswerk, das diesem originellen Geiste seinen Ursprung verdankte, und verurtheilte es zu längerem Stillstand.

Der Pater Fernandez erhielt von seinen Fischerchristen, wie von den Heiden allerhand beunruhigende Nachrichten über die Anbequemungen, durch welche der gelehrte Missionar das Evangelium den höhern Kasten zu empfehlen suchte. Die einfältigen Leute wußten sich Vieles nicht zurechtzulegen, sie konnten die von Nobili gewählten Sanskritworte jedenfalls nicht verstehen, fühlten es aber tief, daß diese neue Christengemeinde sich ihnen nur gar nicht nähere. Fernandez faßte darüber einen weitläufigen Bericht ab, der bei dem Provinzial Perez, Laerzio's Nachfolger, sowie bei den Padres in Kotschi schon darum tief einschnitt, weil ihr portugiesischer Stolz durch Nobilis geringschätzige Ansicht vom Frankennamen und seine Lossagung von demselben verletzt war. Der jesuitische Erzbischof von Cranganor aber, Brito, selbst ein Portugiese, nahm Nobili unter seinen Schutz und erklärte, derselbe habe jeden Schritt nach seinen Weisungen gethan. Nobili wurde nach Kotschi berufen, wo er vor den versammelten Vätern sein System zu fast allgemeiner Befriedigung rechtfertigen konnte. Obgleich in Goa die Stimmung sich entschiedener gegen ihn aussprach, deckte ihn doch auch dort die Billigung des Metropoliten, des erfahrenen Dominikaners Alexis Menezes, der zwar 1599 in Malabar bekehrten Brahmanen das Tragen ihrer Schnur verboten hatte, nun aber sich unbedenklich dahin aussprach: Wenn es sich um das Heil Einer Seele handelte, würde ich mich nicht fürchten, 600 Brahmanenschnüre zu tragen.

Aber Fernandez fuhr fort zu schüren; der Visitator der Provinz, N. Pimenta, und die Inquisitoren standen zu ihm; in Rom wurde Nobili als Erfinder einer neuen Mischreligion verdächtigt, und Kardinal Bellarmin beschwor den geliebten Vetter mit Thränen, um der Gesellschaft, der Kirche und der eigenen Seele willen von seinem „falschen Wege“ zurückzukehren: indem er den Hochmuth der Brahmanen nachahme, streite er wider die Demuth Jesu Christi. Einen ähnlichen Brief schrieb ihm der General der Gesellschaft, Claud. Aquaviva.

Nobili hatte sich bisher in seinen übermenschlichen Entbehrungen und Kämpfen von der Liebe seiner Brüder getragen gefühlt. Auf einmal sah er sich von allen verlassen. Er wirft sich mit den Briefen

vor dem Krucifix nieder, prüft noch einmal seinen ganzen Gang und findet, daß er nur zur Ehre Gottes und zum Heile möglichst vieler Seelen denselben gewählt habe. Er kann also nicht Buße thun, bescheidet sich aber, keinen neuen Taufkandidaten anzunehmen, seine Missionsreisen aufzugeben und sich auf die Pflege der gewonnenen Christen zu beschränken. Das geschah im Jahr 1613.

Gern wäre Nobili nach Goa gereist, um sich zu vertheidigen, aber der Visitator erlaubte es ihm nicht. Auf seine Vorstellungen nach Rom antwortete ihm zuerst Bellarmin (1615), dann auch der General (1616), in einer Weise, die zeigte, daß sie im Allgemeinen zufrieden gestellt waren; allein der neue Primas von Indien war ihm entschieden feindlich*) und sein Visitator Palmerio haßte ihn dergestalt, daß er nicht einmal seinen Namen aussprechen mochte. Auch ein bekehrter Brahmane, Bonifacio, fiel von dem Missionar ab und zeugte gegen ihn. Wie Nobili selbst seine Lage ansah, sollte er, ähnlich seinem Vorbild, dem Apostel Paulus, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte gehen, und er nahm die Prüfung mit Freuden auf, sei's, daß damit ein Theil seiner früheren Sünden abgebüßt werden sollte, oder daß er dem Leiden Christi, das er predige, ähnlicher werde.

Dem Bericht, den er über sein ganzes Verfahren auffetzte, entnehmen wir einige Hauptpunkte. Man hatte ihm die Ehrennamen vorgeworfen, die er sich beilegte. Da sucht er nun zu beweisen, daß er sich mit Recht Guru oder Ayer, Sannyäsi und Radscha nannte; die Gründe für solche Titulaturen liegen jedenfalls nicht im Stolz. Ebensowenig rühre es von diesem her, wenn er seine Mitarbeiter zunächst als bloße Jünger aufgenommen habe. Bei ihrer Unbekanntschaft mit der Sprache und den Gebräuchen habe er sie nur durch eine solche Stellung allerhand Zumuthungen, denen sie noch nicht gewachsen gewesen wären, zu überheben vermocht.

Schwächer fällt der Beweis aus, daß Parangi (vom arabischen und persischen Farangi, d. h. Franke) gar nicht Europäer oder Portugiese bedeute. Es sei ein Schimpfwort, das besonders den Misch-

---

*) Nach India orientalis Christiana, von Paulinus a S. Barth. Rom. 1794, war es Sebastian a St. Pedro. Paulinus, ein ehrlicher Deutscher, behauptet geradezu, diese Metropoliten von Goa seien gegen alle nicht portugiesischen Missionare feindlich gesinnt gewesen.

lingen gegeben werde und alle mögliche Gemeinheit bedeute, wie man denn den Parangi nachsage, sie essen Kinder in Butter geröstet ꝛc. Daß der Haß der Muhammedaner den Christen alle möglichen Laster aufbürdete, war ja natürlich, aber Nobili hätte anerkennen sollen, daß einmal im Orient der Europäer und besonders der Portugiese Franke heiße. Dagegen wehrt er sich mit vollem Rechte gegen die kindische Uebersetzung der Frage im Katechismus: willst du Christ werden? woraus die portugiesischen Missionare gemacht hatten: willst du dich zum Frankenstamm halten? (parangi kulam pidikka.)

Eine Trennung der Kircheneinheit, verwahrt er sich feierlich, sei nicht in seinem Sinn gelegen. Er habe aus Leuten, die sich nie der früher bestehenden Gemeinde angeschlossen hätten, eine neue gesammelt. Das stimme aber mit dem bisherigen Brauch. Denn die Kareiyär Christen (aus einer Kaste von Bootleuten) werden auch in die Kirchen der Parawer (Fischer) nicht aufgenommen, noch die Pulayer (Reissklaven) von Malabar in die der dortigen Fischer (Mukkuwer). Sogar in Europa bestehe wenigstens ein Unterschied der Plätze in den Kirchen.

Nobili rechtfertigt dann die von ihm eingeführten Kunstausdrücke, daß er z. B. für Himmel nicht mehr swargam brauche, weil das bei den Heiden ein sehr fleischliches Paradies bedeute. „Ist es doch dahin gekommen, daß sich unsere Fischer-Christen von einem heidnischen Dichter eine Ode zum Preis der Himmelsfreuden aufsetzen ließen, die sie noch mit Begeisterung singen, obwohl darin Schaaren von Freudenmädchen figuriren. Da keiner unserer Väter die Tamilverse versteht, ist das Lied bis heute unkorrigirt geblieben!“ Für Beichte galt vor Nobili nur das portugiesische confessar, für Geist spiritu, für Kirche igreja ꝛc. Mit großem Ernst beansprucht er für jedes Volk ein Eingehen der christlichen Theologie in seine Sprache.

Was sodann die heidnischen Gewohnheiten betrifft, beruft er sich auf seinen liebsten Gewährsmann, Thomas von Aquino, für die Behauptung, daß nicht alle Handlungen der Heiden böse seien. Ihm scheint es eine leichte Sache, bürgerliche Bräuche von den religiösen zu scheiden. So könne man den Zopf (cudumi), der durch seine verschiedene Stellung die Kaste bezeichne, wohl unangetastet lassen; ebenso die Brahmanenschnur, über deren Bedeutung die ununterrichteten Brahmanen von Goa die Väter irregeführt haben, wie

von dem Primas Indiens, Menezes, anerkannt worden sei. Eine Stirne ohne Zeichen sei für den Indier etwas Erniedrigendes, etwa wie wenn man in Europa barfuß vor einen König trete; die Stirne müsse daher durchaus geschmückt werden, nur nicht mit den Abzeichen der Götzen. Er selbst trage ein Quadrat von Sandalpulver auf der Stirne, weil diese Figur den Doktor bezeichne; den Christen habe er das ovalrunde Zeichen (tilakam) erlaubt, wozu der Erzbischof selbst die Weiheformel bestimmt habe. Den Waschungen habe er nie ein besonderes Verdienst zugeschrieben, obgleich er allerdings, wie seine Christen, vor jedem Essen bade. Aberglaube könne sich an alles Mögliche hängen; so suche man denn, ihn abzustreifen, zum Heile so vieler Seelen, aber schütte nicht das Kind mit dem Bade aus! Wie frei habe doch von Anfang an die Kirche geschaltet, da sie so viele heidnische Bräuche, wie die Neujahrsfeier u. a. nach einigem Schwanken adoptirt und geheiligt habe! Des h. Gregors Weisungen an den Apostel der Angelsachsen boten dafür schlagende Beispiele.

„Wenn nun in vorigen Zeiten die h. Kirche weislich vermieden hat, die Bekehrung der Heiden zu erschweren, sollen wir ihnen schon zum ersten Eintritt in die Kirche die allerheroischeste Opferthat zumuthen, daß sie ihren Adel, ihre Ehre, ihre ganze bürgerliche Stellung dahingeben und Heloten, Auswürflinge werden? Und all das um einiger auf Vorurtheilen beruhenden Skrupel willen? Ich gestehe, daß ich meine, wir sollten uns einen etwas gewichtigeren Skrupel machen, ob wir nämlich nicht mit unsern übertrieben strengen Anforderungen die Bekehrung von Millionen Seelen verhindern, die auch durch das Blut Jesu Christi erkauft sind?"

Antonio Vico schloß sich in seinem Bericht ganz der Ausführung seines Vorgängers an, nur fügte er noch bei, was dieser aus Bescheidenheit unterlassen hatte, nämlich den Beweis der Güte des Baums aus seinen Früchten. Eine solche Kenntniß des Sanskrit, Tamil und Telugu, wie Nobili sie erreicht habe, lasse sich nur aus einer übernatürlichen Gnadengabe erklären, und die wunderbaren Erfolge der Mission schließen alle Gedanken an etwas Gemachtes von selbst aus.

Nobili wurde nach Goa zur Verantwortung berufen. Der Erzbischof von Cranganor begleitete ihn. Palmerio, der obenerwähnte Visitator, wollte den Gruß des Missionars zuerst gar nicht annehmen; doch als er dessen Bericht gelesen hatte, war er wie um=

gewandelt und übernahm selbst die Vertheidigung der bedrohten Mission. Auch auf andere Väter machte dieser Aufsatz großen Eindruck; gar keinen aber auf den Primas, der alsbald die Synode in seinen Palast zusammenberief, alle Diskussionen abschnitt und die Neuerungen von Madura als „Anstoß erregende“ verurtheilte.

„Ohne solche Schonung,“ erklärte Nobili, „wird sich kein Hindu bekehren.“ Darauf erwiederte ein Doktor: „um so schlimmer für die Heiden; wenn sie sich selbst verdammen, so ist das ihre Sache.“ — Ein anderer meinte: „wer kann auch ein Leben führen, wie es die Madura Mission erheischen würde? Das gienge ja über alles, was die menschliche Natur vermag!“ Nobili aber hoffte, Gott werde immer solche Männer zu finden wissen, welchen Seine Gnade ein Vergnügen daraus mache. — Noch einer spottete: „Hat wohl Christus Ihr Kleid getragen?“ — Nobili: „So wenig wie das Ihre.“ — Ein anderer fragte, ob der Ayer mit seinen Absonderlichkeiten ein Bisthum zu erjagen hoffe? Damit kam er schlecht an. Nobili konnte mit Wahrheit sagen: eben um solchen Ehrenstellen zu entgehen, sei er von Rom nach Indien gekommen; er überlasse es Andern, sie zu suchen. Er wußte nicht, daß er mit diesen Worten den Primas selbst an einer wunden Stelle aufs tiefste verletzt hatte. Und nun hagelte es Schimpfwörter und Schmähungen auf den armen Missionar.

Der Inquisitor Almeida, der Erzbischof von Cranganor, der Visitator Palmerio bekannten sich zu ihm, wie auch die übrigen Jesuiten. Das hinderte aber den Erzbischof nur an der schon beschlossenen Verdammung des Verhörten, ohne daß sich seine Stimmung im mindesten gebessert hätte. Sogar in seinen Predigten zog er unbarmherzig gegen Nobili und die Madura Mission los*). Er beschloß nun, den sichersten Weg zur Vernichtung des neuen Unternehmens einzuschlagen, indem er die Akten mit der gewöhnlichen Schiffsgelegenheit über Lissabon nach Rom sandte, dagegen einen seiner Priester insgeheim auf dem Landwege dahin abschickte, damit er die Kardinäle im Voraus gegen den Missionar einnehme. Natürlich blieb die Sache nicht so verborgen, daß nicht Nobili und

---

*) Dies erhellt aus einem Brief Nobilis an seinen eben zur Kardinalswürde erhobenen Bruder (Goa, 20. Febr. 1619): »qui etiam in publicis concionibus in me *unum* et Madurense institutum acerrime invehitur meumque nomen et existimationem assidue mordet et vellicat.«

seine Freunde davon gleichfalls Wind bekommen hätten, daher auch sie das Ihrige thaten, die Intriguen des Erzbischofs zu vereiteln. Ein neuer Bericht wurde aufgesetzt, verstärkt durch ein Zeugniß von 108 Brahmanen, daß es mit Nobilis Behauptungen von den rein bürgerlichen Eigenschaften der Kastenabzeichen seine Richtigkeit habe.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Nobili zu seiner Gemeinde zurück und hatte die Befriedigung, den abgefallenen Exbrahmanen Bonifacio reuig und weich zu finden, wie denn derselbe selbst auch nach Kotschi reiste, um alle früheren Zeugnisse gegen Nobili zurückzunehmen. Am 31. Januar 1623 entschied Papst Gregor XV zu Gunsten der Beibehaltung von Stirnzeichen, Brahmanenschnur, Zopf, Waschungen 2c., nur mit dem Vorbehalt, daß kein Aberglaube damit verbunden werden dürfe, indem namentlich Zopf und Schnur nicht von Jogi's, Bhatta's und andern Heiden, sondern vom katholischen Priester mit Weihwasser und bischöflich gebilligten Gebetsformeln geweiht werden sollen. Der Papst stützte sich dabei besonders auf das eingehende Urtheil des Großinquisitors F. Mascarenhas (Lissabon, 23. Januar 1621), welches diese Dinge für bürgerliche Rangzeichen (politica stemmata et insignia, symbolum politicæ nobilitatis) erklärt, als welche sie bei Brahmanen der verschiedensten religiösen Ueberzeugungen im Gebrauche seien, und die Zeugnisse Nobilis und seiner Freunde denen des Erzbischofs von Goa als eines bittern Feindes der Jesuiten*), und seiner verstimmten und unwissenden Mönche weit vorzieht. — Damit hat denn auch die katholische Kirche nur die Politik fortgesetzt, die ihrer ganzen europäischen Vergangenheit zu Grunde liegt, wornach nämlich mit dem Heidenthum weniger gebrochen als vielmehr ein Compromiß geschlossen werden muß (humanæ infirmitatis miserendo, wie die Formel in der Bulle lautet).

Mittlerweile waren mehr als zehn Jahre vergangen, in welchen die Mission zum Stillstand verdammt war, wenn nicht geradezu Rückschritte eintraten. Der brahmanische Koch, der entlassen werden mußte, verrieth (oder log) aus Rachedurst, daß Nobili auf Besuchen in Kotschi sich schwarz kleide, Ochsenfleisch esse und Wein trinke, be-

*) » Patribus Societatis ac præsertim archiepiscopo Cranganorensi valde infensus «.

sonders aber, wie viel Gold von dort herüberkomme. Die Geschenke, welche allein solche Feinde entwaffnen konnten, verzehrten fast alle Mittel der Mission. Aber Nobili läßt sich durch nichts entmuthigen. Er ist nie rathlos, findet immer neue Wege. Einmal ist der Schatzmeister des Königs so betrübt, daß trotz aller Opfer und Büßungen ihm kein Erbe geboren wird; da wendet er sich an Nobili. Dieser schreibt ihm auf ein Goldblättchen ein Amulet in Sanskrit, das der Minister seiner Gattin umhängen, und ein Gebet, das er selbst hersagen muß, und siehe — der Mann wird erhört und rühmt nun dem Könige und allen Großen die Herrlichkeit der neuen Lehre. Oder ein hochgestellter Brahmane leidet von schauerlichen Geistererscheinungen, die sich durch keine Ceremonie beschwören lassen. Er wird an Nobili gewiesen und dieser erscheint, segnet seinen Palast ein, bindet allen Bewohnern desselben ein Goldblättchen mit einem biblischen Spruch an den Arm — und der Teufel weicht. Zum Dank verhängt dann der Brahmane eine schwere Strafe über einen der schlimmsten Verfolger.

In Madura herrschte damals der größte aller Pandikönige, der durch seine großartigen Bauwerke berühmte Tirumala Näyaker, und zwar immer noch als Unterkönig des tiefgesunkenen Räyers, dem er wie die Könige von Tandschaur, Tschendschi &c. einen Tribut von 6—10 Millionen Franken jährlich zu zahlen hatte. Eine solche Abgabe wurde in Indien nie regelmäßig entrichtet; man wartete in den meisten Fällen, bis ein mächtiges Heer nahte, sie sammt den Zinsen einzutreiben. Des Fürsten Vater hatte bereits angefangen, statt des Tributs bloße Geschenke zu schicken. Der Nayaker nun hatte wieder seine Barone, die von ihren Ländereien etwa die Hälfte des Ertrags ansprachen. Was sie so vom Schweiß der Bauern erpreßten, wurde in drei Theile getheilt, wovon der Nayaker einen erhielt, der Baron einen andern, während der dritte auf die Erhaltung des Truppencontingents verwendet wurde. Ein solcher Baron war der Nayaker Ermekatti, dem das ganze Stadtviertel angehörte, in welchem Nobili wohnte. Er hatte außerdem noch große Domänen und mußte für den König ein Kontingent von 3000 Soldaten, 200 Reitern und 50 Elephanten unterhalten. So lange dieser Baron der Mission geneigt blieb, hatte sie von andern Feinden wenig zu fürchten.

Der König führte nun den von seinem Vater bereits verfolgten Plan, sich vom Rayer, der nach Welur gedrängt worden war und

immer mehr aller Macht verlustig gieng, unabhängig zu machen, vollends aus. Es war das eine für das Tamilvolk unheilbringende Politik, weil zur Bekriegung des Rayers auch ein Bund mit dessen nördlichen Feinden, den muhammedanischen Fürsten, gehörte. Zu diesem Zweck verlegte er (1621) seinen Hof nach dem festen Tirutschirapalli, einst der nördlichen Grenzburg, jetzt der zweiten Stadt des Reiches. Viele Christen mußten ihm folgen, daher Madura von seiner Bedeutung für die Mission nicht wenig verlor. Sobald nun Nobili sich von Rom aus gesichert wußte (es war im Juni 1623), beschloß er, dem Könige nach Tirutschirapalli zu folgen. Weil aber dort die kriegerische Luft sammt allen Intriguen eines indischen Hofs vorherrschte, drang er noch weiter nordwärts und präsentirte sich in brahmanischem Pomp einem Lehensträger des Königs, dem Baron von Sendamangalam. So gute Aufnahme er aber auch dort fand, zog er doch vor, bei dem mächtigeren Lehnsfürsten von Sēlam (volle 60 Stunden von Madura) sich zuerst niederzulassen, wo er 40 Tage im offenen Gasthaus, verschmäht und gemieden von allen Einwohnern, ausharrte, bis seine Festigkeit Eindruck machte und nun ein wahrer Zusammenlauf nach seiner Person und seinen wunderwirkenden Goldblättchen eintrat. Der Fürst ließ ihn rufen und veranstaltete eine Disputation über das Wesen der Seligkeit. Dieses suchten die Brahmanen in der Vernichtung der Persönlichkeit, Nobili aber gab dem Streit eine glückliche Wendung, indem er sich auf die allgemeine Erfahrung berief: „Was anders suchen alle Gottlosen als schließliche Vernichtung? Wie kann sie denn der Lohn der Tugend sein?“ Der Fürst ehrte ihn mit seiner Freundschaft, und zum Dank befreite er jenen von den Ränken zweier Goldmacher, indem er sich selbst erbot, ihn die wahre Alchemie zu lehren, welche Koth ins feinste Gold zu verwandeln wisse, nämlich elende Sünder in vollkommene Bilder des Allmächtigen. Und bald folgten auch hier Bekehrungen.

Die nachhaltigste war wohl die eines gelehrten Pandāram von Pareier Abkunft, in Moramangalam (8 Stunden von Selam), der durch einen Traktat Nobilis überzeugt, sein Lingam abwarf und mit Freuden sich taufen ließ. Das war im Jahr 1625. In kurzer Zeit hatte Muttiudeiyan (Erlösungstheilhaftiger, so hieß er seit der Taufe) 80 Taufkandidaten herbeigezogen, meist Verwandte und Schüler, während Nobili bewiesen hatte, daß er nicht bloß die Hohen

dieser Erde zu gewinnen trachte, sondern auch die Armen freundlich aufnehme. Dieser Neubekehrte aber wurde einer der standhaftesten Bekenner und Diener des neuen Glaubens.

Auch in Tirutschirapalli organisirte Nobili eine Kirche, meistens aus Armen (1627). Uebrigens widmet er sich ihnen nur insgeheim; denn das steht ihm fest, daß durch Nichtbeachtung der Kastenunterschiede der ganze mühsam aufgeführte Bau zusammenstürzen würde. Mit den Pareierchristen aber hatte man nun die liebe Noth; denn energischeren Charakters als viele hochgestellte Hindu's, begnügten sie sich nicht mit Abwerfen des Heidenthums, sondern griffen dasselbe offen an und verspotteten die Götzen und ihre Verehrer oft sehr unvorsichtig. Nobili dagegen stützte sich in seinem milden Verfahren unter anderem auf 2 Mos. 22, 28: „den Göttern sollst du nicht fluchen" (Vulg. Diis non detrahes), indem er sich auf Baronius beruft, der ein direktes Vorgehen gegen den falschen Wahn der Heiden durch diese Stelle bekämpft sah. Vico und Martinez sind seine Mitarbeiter, denen er bald diesen, bald jenen Zweig des Werks anvertraut, bis Martinz als Portugiese mit der Superintendenz der ganzen Mission betraut wird. Nobili aber bleibt und darf nachgerade auch in Tandschaur und Karur Gemeinden erstehen sehen, während unter vielen Kämpfen das Feld allenthalben behauptet wird. Entsteht je und je eine Verfolgung, so fehlt es auch nicht an neuen Hilfsmitteln. Aber geeignete Mitarbeiter zu gewinnen, bleibt immer ein schweres Anliegen. Vico entschlief (Okt. 1638) nach 28jährigem treuem Wirken, und Nobili, fast erblindet in Folge der ununterbrochenen Strapazen und Mühen, begab sich nun nach Kotschi, um für die Mission frische Kräfte zu gewinnen.

Hier brachte er wieder etwas Neues zu Stande. Während die Missionare der höhern Kasten fort und fort als brahmanische Büßer (Brahma Sannyasi) aufzutreten hätten, konnte für die Pareier-Christen eine andere Klasse von Predigern eingeführt werden, die nach Art der gemeineren Siwapriester leben und deren Namen Pandara-Swami tragen sollten. Da Costa und Alvarez waren die ersten Jesuiten, die sich diesen Namen gefallen ließen; ein anderer Missionar, de Maya, schätzte sich glücklich, Nobili in seiner Eigenschaft als Brahma Sannyasi nachzuahmen. Es verstand sich von selbst, daß diese beiden Klassen von Missionaren hinfort allen öffentlichen Umgang miteinander völlig aufgaben!

Bald nach ihrer Rückkehr ins Pandiland brach eine Verfolgung aus, welche Nobili und Maya, 1640, ins Gefängniß von Madura führte, während Martinz in Tirutschirapalli sogar in Ketten gelegt wurde. Kirchen und Missionshäuser wurden geplündert und von den Heiden besetzt. Zu gleicher Zeit aber reisten die neuen Pandara=Swamis frei im Lande herum und gewannen Seelen aus den höheren und niederen Kasten. Wiederholt treffen sie auf nachdenkliche Personen, die schon als Heiden die Nichtigkeit des Götzendienstes und die Hohlheit der verschiedenen Sekten erkannt und noch im Dämmerlicht sich der Verehrung des Einen Urgrunds oder Schöpfers zugewendet hatten, bis sie im Christenthum fanden, was sie bisher tappend gesucht hatten. Es trug sich öfters zu, daß ein solcher beredter Pareier=Christ auf große Gesellschaften höherer Kasten, denen er Christum predigte, den tiefsten Eindruck machte, wie denn namentlich die Bekehrung eines Dorfes von Wellalern bei Satjamangalam (30 Stunden nordwestlich von Tirutschirapalli) die Frucht eines Pareia=Katecheten war (im Jahr 1643).

Wie nun diese und jene Verfolgung ihr Ende nahm, läßt sich nicht im Einzelnen schildern. Einmal ists eine Orgel, die dem König zum Präsent gemacht wird, wodurch sich Nobili Eingang bei ihm verschafft, indem er zugleich einen Organisten von Kotschi vorstellt, der wacker darauf spielen kann und nun in Madura bleiben muß. Am meisten Eindruck aber machte doch immer Nobilis Beredtsamkeit in drei Sprachen; der Fürst ergötzte sich daran so sehr, daß er ihm die Vollmacht ertheilte, das Evangelium überall in seinen Staaten zu verkündigen. Auch das geraubte Gut wurde theilweise zurückgegeben, nicht aber Kirche und Pfarrhaus (1644).

In einer Hütte sitzt nun der frühgealterte Mann und schreibt Gedichte über den Schmerz der h. Mutter unter dem Kreuz, den Fall der Engel und den der ersten Menschen; er verfaßt eine Apologie von 700 Versen und Gespräche über das ewige Leben in 2000 Versen. Reisen kann er nicht mehr; das versieht da Costa für ihn und tauft wohl 600 Heiden in einem Monat.

Auf Befehl der Oberen zieht sich endlich Nobili nach Jafna (Jalpanam) zurück, um dort, auf portugiesischem Gebiet, mehr in der Stille zu arbeiten, während Martinz die gesammte Madura Mission unter seine Leitung nimmt, aber meist in Satjamangalam wohnt. Das Land im fruchtbaren Osten wird nun abwechselnd von

Tamil- und Muselmanheeren durchzogen und verheert, weil die eifersüchtigen Fürsten sich nicht mehr vereinigen können, um dem wilden Dränger vom Norden gemeinsam die Spitze zu bieten. Tirumala Nayaken stirbt, nachdem er wiederholt vor muhammedanischen und Maisur Heeren zu fliehen und Tribut zu zahlen genöthigt worden war. Zuletzt hatte er noch einen glücklichen Zug gegen Maisur unternommen, die „Nasenjagd" betitelt; denn weil der Maisur Fürst nach seinem Siege allen Gefangenen die Nase hatte abschneiden lassen, mußte dafür nun ein Einfall in Maisur gemacht und dieselbe Anzahl von Säcken mit Nasen gefüllt werden. Man kann sich denken, oder vielmehr kein Europäer kann sich darein versetzen, wie es damals im Tamillande aussah: alle Einwohner beständig auf der Flucht oder zur Flucht sich rüstend, soweit sie nicht über irgend einen gerade schwächeren Nachbar herfielen! Zugleich aber schwärmten die holländischen Schiffe an allen Küsten und machten dem Verkehr der Missionare mit Portugal und Rom ein Ende. —

Diese Männer aber hielten aus bis zum letzten Athem. Viermal gefangen, zweimal verbannt, oft beraubt und geschlagen entschlief Martinz in Tirutschirapalli am 22. Aug. 1656 nach 31jähriger Arbeit, nicht ohne auch eine Anzahl von Schriften in Tamil zurückzulassen. Noch vor ihm hatte Nobili seinen Lauf vollendet. Er hatte die Leitung der Tamil-Mission im nördlichen Ceylon übernommen, ehrfurchtsvoll begrüßt von den Christen, die ihn nur den heiligen Vater nannten und den beinahe Erblindeten oft auf den Armen in die Kirche trugen. Weil er aber von seiner strengen Lebensweise nicht abgieng, wurde er zusehends schwächer, daher ihm zuletzt Mailapur (bei Madras) als Wohnsitz angewiesen ward. Dort, am vermeinten Grabe des Apostels Thomas (Beit Thoma hieß es schon im Mittelalter) lebte er mit seinen vier Brahmanen in einer Hütte dem Gebet, der Büßung und der Arbeit. Er gab nun auch den Genuß von Reis und Milch auf, um nur von bittern Kräutern und Salz zu leben. Das Leben der indischen Büßer war eine Art Leidenschaft für ihn geworden. Obwohl er dem Rath der Aerzte soweit folgte, daß er sich nun immer im Dunkel der Hütte oder der Grabgrotte aufhielt, erblindete er doch nun völlig, mußte am Ende auch, wegen eines Kriegszugs der Franzosen gegen die Portugiesen in Mailapur, seine Hütte räumen, fand aber immer noch Zeit, in einer freilich sehr mit Sanskrit versetzten Sprache Werke dogmatischen und apo-

logetischen Inhalts und christliche Poesien zu diktiren. Sie wurden 1675 im malabarischen Jesuitenkollegium zu Ambalacadu, in Malabar, gedruckt, wenigstens theilweise. Er starb, wie es scheint, im Jahr 1648 (al. 1656), nach 42jähriger Arbeit in der Tamil-Mission.

Wir haben uns in der Schilderung dieses hochbegabten Mannes an die Quellen selbst gehalten, wie sie der Jesuiten-Missionar Bertrand in seiner Geschichte der Madura-Mission zusammengestellt hat.*) Sie mag darum viel günstiger ausgefallen sein als andere Darstellungen von katholischen und protestantischen Geschichtschreibern. Namentlich wenn die Behauptung bewiesen werden könnte (oder schon bewiesen sein sollte, denn der Schreiber hat nicht alles, was über Nobili geschrieben worden, gelesen), daß Nobili einen sogenannten vierten Weda verfaßt habe, der den Brahmanen verloren gegangen, nun aber ihm geoffenbart worden sei, so müßte das Urtheil über den Mann sich bedeutend verschärfen. Dr. Kalkar in seiner Geschichte der römisch-katholischen Mission behauptet das entschieden und Kardinal Wiseman vertheidigte den Betrug. Es läßt sich aber kaum annehmen, daß Nobili bei seinem vertrauten Umgang mit Brahmanen gerade einen „Jadschur Weda" sollte erdichtet haben, indem dieser Weda ja anerkanntermaßen der dritte ist und die brahmanische Tradition blos vom Verlorengehen des vierten, nur mündlich fortgepflanzten Atharwa Weda redet. Wie ließe sich auch annehmen, daß Nobili in seiner so überaus schwierigen Lage, am Sitze aller Künste und Wissenschaften des Tamilvolkes, eine Fälschung gewagt hätte, die seinen Feinden die schärfsten Waffen in die Hand geben könnte? Eine solche Arbeit schmeckt viel mehr nach einer ruhigen Studirstube in einer von Europäern vertheidigten Hafenstadt, in der wohl auch ämtersüchtige Brahmanen sich angesiedelt haben, aber gerade keine Gelehrten. Nach den meisten Zeichen gieng der unterschobene Jadschur Weda erst später von Pondischeri aus; man wird also wohl daran thun, die Schuld, die auf dem ganzen Akkommodationssystem ruht, zu vertheilen und Nobili nicht zugleich für alle Fehler seiner Nachfolger verantwortlich zu machen.

*) La mission du Maduré d'après des documens inédits Par P. Bertrand de la Compagnie de Jésus. Paris 1847.

Für viele derselben trägt er freilich die Verantwortlichkeit mit; denn ein solches System, einmal begonnen, erlaubt kaum irgendwo Halt zu machen. Man sieht, Nobili selbst befindet sich vom Anfang an auf einer geneigten Ebene und wird durch die Stellung, die er einmal eingenommen, immer mehr aus der Taubeneinfalt hinausgedrängt; wie wird es erst schwächeren Nachfolgern ergehen? Aber er ist doch in dem Allen ein treuer Sohn seiner Kirche. Ein geborener Römer, vertraut mit dem ganzen Geist und System der damaligen Kirchenleitung, hat er durchaus nicht sich, sondern mit voller Hingebung dem Orden und dem Papste gedient, und eben darum — nach seiner Ansicht — dem Reiche Jesu Christi. Er scheint vielleicht kühl und schlau, verglichen mit der fieberischen Glut des Bekehrungseifers, die einen Xavier von Land zu Land trieb; aber seine Opferwilligkeit ist eben so stark und ächt, und sein Dienst bietet ungemein viel mehr nachahmungswürdige Seiten für jeden Missionar. Ja man möchte behaupten, an Nobili ist Alles lehrreich; seine Mißgriffe sind es kaum minder als seine Tugenden.

Unter diesen dürfte zuerst hervorzuheben sein: der mannhafte Entschluß, im neuen weiten Lande unter allem Schwanken der Machtverhältnisse auf jeglichen Schutz der europäischen Schiffe und Machthaber zu verzichten, ja sich ihrer kaum zweifelhaften Feindseligkeit blos zu stellen. Er opfert damit möglicherweise allen Umgang seiner Glaubensgenossen, aber er wirft sich dafür in das neue Element, das er zu durchsäuern hofft, mit um so ungetheilterer Liebe. Wie verschieden von Xavier, der immer auf die portugiesischen Beamten böse wird, wenn es mit der Bekehrung nicht voran will; der die indische Art wohl zur Noth tragen, aber sich einmal nicht mit ihr befreunden kann; der überdies sich gar nicht daran macht, etwas wie eine Volkssubstanz zu begreifen, weil er darin wahrscheinlich doch nur ein Teufelswerk finden würde!

Was für ein Leben sodann unter allen diesen Umgebungen, bedient von Brahmanen, deren Argwohn von Anfang an nie schläft, die den Europäer schon an den zusammengedrückten Zehen der Füße erkennen, geschweige denn an seiner Verwechslung der rechten und linken Hand, zwischen welchen in Indien keine geringe Kluft befestigt ist, an dem ungehinderten Mienenspiel, an jeder raschen Bewegung in Freud und Leid, vollends gar an seinem Gebahren in Krankheit und plötzlichen Wechselfällen! Ohne die völlige Gelassenheit des indischen

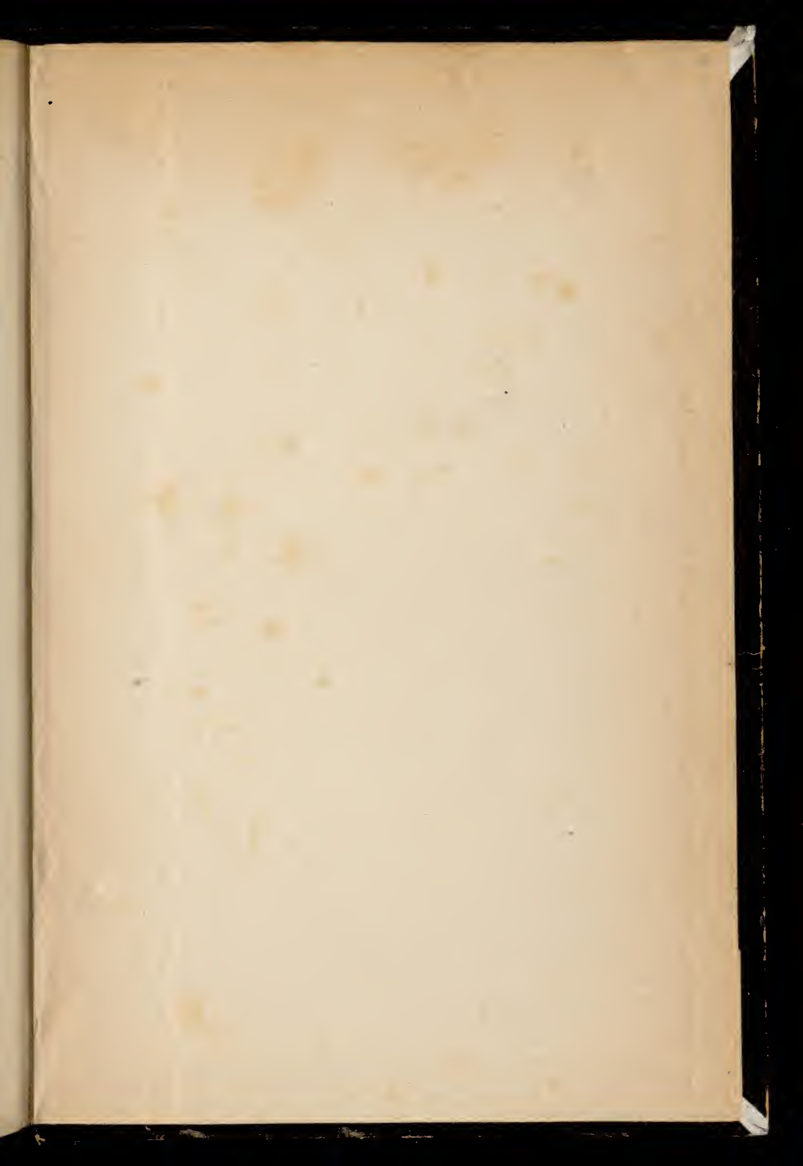
Jogi ließ sich der Versuch gar nicht machen. Welche Selbstbeherrschung gehörte dazu, Seele und Leib gleichermaßen in die noch neue, ungewohnte Form eines fremden Volkslebens hinein zu zwängen und sich doch darin wohl zu fühlen! Wohl ist das auch einigen wenigen Europäern gelungen, aber nur auf dem bedauerlichen Wege eines Salomo, wenn unreine Liebe ihr Herz neigte, bis sie auch den Göttern der fremden Weiber Altäre bauten. Nobili dagegen erscheint freilich auch von einer Leidenschaft ergriffen, die uns manchmal ein Lächeln abgewinnt, deren Verirrungen sich nicht verbergen, die wir aber ihrem innersten Grunde nach doch eine heilige, durch Treue bis in den Tod bewährte, nennen müssen.

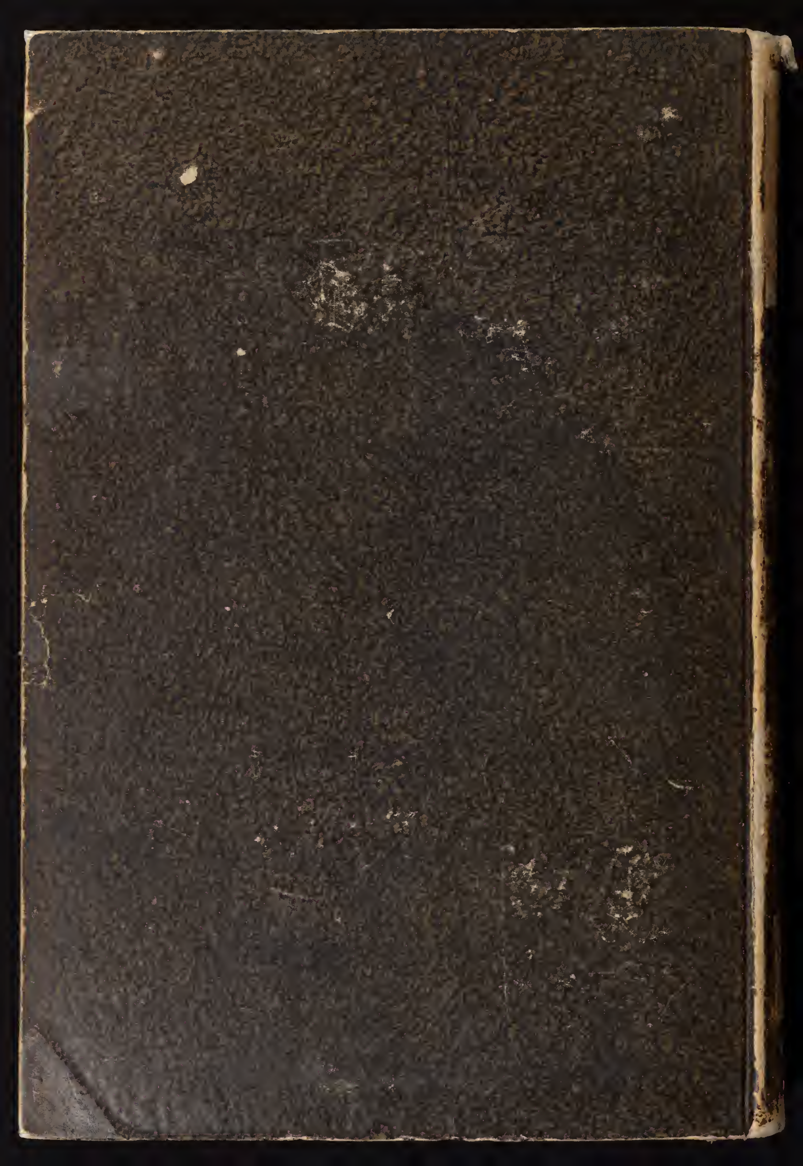
Seine Gelehrsamkeit mag oft überschätzt worden sein; seine Sprachkenntnisse werden, wenn man aus einigen Proben, wie sie in den Briefen enthalten sind, sich ein Urtheil bilden darf, manche Lücke entdecken lassen; was seine Handhabung des Tamil betrifft, so ist der spätere Beschi ihm darin weit überlegen, — aber seine Gelehrigkeit steht über allen Zweifel erhaben. Und das will viel besagen. Er selbst ist nie mit sich zufrieden, lernt immer weiter, wird nicht müde, Neues zu erforschen und mit dem Alten zu vergleichen, und ist eben so geschickt zu hören, als zu reden. Der Einfluß, den er damit auf seine Schüler und Gemeinden ausübte, kann kaum hoch genug angeschlagen werden; es ist dadurch ein Wissensdurst bei den Tamil-Katholiken angeregt worden, wie er z. B. in den von Goa aus bekehrten Hindu's sich nicht vorfindet. Wie viel war aber damit der Zeit vorgearbeitet, da auch das einfältige Gotteswort tamilischen Lesern zugänglich gemacht werden sollte!

Wenn uns aber auch feststeht, daß Nobili etwas Rechtes zu Stande gebracht hat, das für die Zukunft des Tamil-Volkes, wie für die Ewigkeit seine Bedeutung behält, so können wir doch das Bedauern nicht unterdrücken, daß dieser bleibenden Früchte nicht mehr waren. Was hätte mit diesem Verein der edelsten Kräfte, wie er in ihm sich vorfand, gewirkt werden können, wenn er sich rückhaltslos in den Dienst des lauteren Evangeliums gestellt hätte, wenn namentlich mit der Lust und Kraft, Allen Alles zu werden, auch ein paulinischer Wandel im hellen Tageslicht verbunden gewesen wäre. So aber ruhte das Gerüst, das er zu seinem wunderbaren Bau aufführte, auf so künstlich zusammengestellten Stützen, daß man sich nur wundern muß, wie wenig der Meister selbst durch alle Listen,

Ummwege, inneren Vorbehälte und Halbwahrheiten, zu denen er sich genöthigt glaubte, im Vertrauen auf seine Haltbarkeit erschüttert wurde. Gemäß seiner jesuitischen Erziehung bewegt er sich mit augenscheinlichem Behagen in jeder Art von Geheimthuerei. Daß sich aber damit auf keinem Gebiete solide Gebäude aufführen lassen, hat das unerbittliche Gericht der Geschichte bereits gezeigt. Sie hat bewiesen, daß was gleichsam nebenher unter armen Pareiern und durch sie geschah, wie das Werk Gottes an einem Muttiudeyan, in Satjamangalam 2c. am Ende doch das Bleibendste am ganzen mühsamen Gebäude war. Schade, daß Nobili von der Bekehrung jenes Pandarams nur auf den neuen Plan der Pandara Missionare geführt wurde, statt darin den Wink Gottes zu erkennen, von seinen Höhen herabzusteigen! Die Kastenfrage hätte er mit seinen reichen Mitteln des Geistes ebensoleicht abschwächen und schlichten können, als das nachher einem Schwarz, Rhenius und anderen gelang. Statt dessen hat er sie ruhen, d. h. sich verhärten und verschärfen lassen, hat insbesondere durch seine Maßregeln die Bildung einer einheimischen Geistlichkeit in verhängnißvoller Weise verhindert. Natürlich konnten nur europäische Jesuiten ein so komplicirtes System fortführen. So wurden denn vom Jahr 1650 an Kirchen und Pfarrhäuser nach einem wunderlich ausgedachten Plane aufgeführt (Bertrand theilt einen solchen mit), worin durch allerhand Höfe, Gänge und Einlässe dafür gesorgt war, daß die Kasten für den Eintritt, die Besuche, für Beichte und Abendmahl streng auseinander gehalten wurden, während nur der Ausblick auf den Einen Altar allen gemeinschaftlich blieb. Aber der Streit mit Goa ruhte nie; in Rom wechselte die Stimmung zu wiederholten Malen; die französischen Jesuiten, welche Louis XIV schickte, brachten auch ein neues Element von Wirren in den künstlichen Complex, und am Ende wurde doch die ganze Akkommodationstheorie vom Papste verworfen, worauf in allen Gemeinden bitterer Streit ausbrach, dem kaum der Sturz des Ordens im Jahr 1773 ein Ende machte. Auf 50,000 Seelen wird von Jesuiten selbst die Zahl der ins Heidenthum Zurückgefallenen berechnet! Welch eine Warnung für jeden, auch den redlichsten und weisesten Baumeister, zuzusehen, wie er auf dem Einen Grund, der gelegt ist, weiter baue!

(Fortsetzung folgt.)





Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

2. Robert dei Nobili.

Um dem Christenthum, wie es an der Fischerküste fortvegetirte, nun auch am Hofe des Königs von Madura, des Mütta Virappa Nāyaken, Eingang zu verschaffen, hatte ein portugiesischer Prediger ums Jahr 1592 in der Hauptstadt selbst sich niedergelassen. Es war der eifrige Gonsalvo Fernandez, ein Mann von geringer Bildung. Allein er richtete Nichts aus; kein Heide aus den höheren Kasten wollte Franke werden, was nach der ungeschickten Uebersetzung des Katechismus für gleichbedeutend mit Christwerden galt. Franke bedeutete einmal für die Hindu's einen unwissenschaftlichen Menschen, der Ochsenfleisch ißt, Branntwein trinkt und mit Pareiern sich abgibt. Es war natürlich, daß die höheren Geschlechter kein Bedürfniß in sich fühlten, in einen andern Stamm (kulam) sich aufnehmen zu lassen, am wenigsten in den durch so viele Gewohnheiten für sie abstoßenden Frankenstamm. Aber auch die Pareier wollten sich nicht unterrichten lassen; Fernandez Predigt blieb unfruchtbar.

Als nun im Dezember 1606 der Provinzial von Malabar, A. Laerzio, diese Mission in Gesellschaft des hochgebornen Römers Robert dei Nobili besuchte, der drei Jahre zuvor in Indien gelandet war, stund diesem das Vorbild eines Paulus vor Augen, der Allen Alles wurde, und mit hochherzigem Entschluß sprach er es aus: Ich will ein Hindu werden, um die Hindu's selig zu machen! ja er gelobte Gott, bis zu seinem letzten Athemzug als heiliger Büßer zu leben.

Sobald die Genehmigung des Erzbischofs von Cranganor ein=